Feuilleton.

Der Schein.

Roman von
Doris Freiin v. Spättgen.

(Fortsetzung.)

„Was giebt's, wer ist da?" antwortete er, indem sein Herz in wilden Schlägen pochte.

„Ich bin's, Rosamund! Der alte gnädige Herr ist gar nicht wohl!" gab die Haushälterin zögernd zur Erwiderung. „Mein Stübchen liegt dicht unter des Herrn Regierungsrathes Zimmer, und plötzlich höre ich laut stöhnen. Ohne Besinnen laufe ich hinauf und finde den gnädigen Herrn Peter ächzend und fieberglühend in seinem Bette."

„Wecken Sie sofort meine Schwester Nora! Ich komme gleich. Danke, Frau Rosamund."

In fliegender Eile warf sich Tino in die Kleider und fünf Minuten später trat er bei seinem Vater ein.

Der alte Herr erkannte ihn sofort. Er klagte über heftige Gliederschmerzen und Stiche im Rücken und meinte, daß er schon tags vorher Schüttelfrost gehabt, aus Rücksicht für die Gäste aber darüber geschwiegen habe. Nun fühle er selbst, daß etwas geschehen müsse.

Bald waren auch Nora und Gisela zur Stelle, und auf dem Corridor vor des Vaters Schlafgemache berathschlagten die Geschwister, wer von der Dienerschaft nach dem ziemlich weit entfernt wohnenden Arzt gesandt werden sollte.

Tino sagte, man müsse unbedingt einen reitenden Boten senden, weil Dr. Richter, den er persönlich kenne, eine eigene Equipage besäße; er würde dann bei weitem eher zur Stelle sein, als wenn man von hier aus einen Wagen schicke.

Allein noch ehe der Graf seine Befehle ertheilte, kam Baron Warter die Treppe hinab geeilt und erklärte, diesen nächtlichen Ritt selbst unternehmen zu wollen.

In seiner bestimmten Art zu sprechen, behauptete er, daß man sich in besonders wichtigen Sachen niemals auf Dienstboten verlassen dürfe.

Tino fand diesen Freundschaftsdienst wahrhaft aufopfernd. Noras Augen flossen in Dankesthränen über. Gisela sagte kein Wort. Ob ihr aber in diesem Moment der „Hunnenkönig" auch noch so unsympathisch war? Später kam auch May und versuchte in den jetzt unerträglich lang erscheinenden Stunden die Schwestern möglichst zu trösten.

Des alten Herrn Zustand schien immer besorgnißerregender zu werden.

Fiebernd und völlig apathisch lag er in den Kissen. Da endlich, als der Morgen im Osten zu grauen begann, rasselte Dr. Richters Wagen über den gepflasterten Hof.

Alle athmeten erleichtert auf, insbesondere, da der Arzt die so bedenklich erscheinenden Symptome im Zustande des Kranken nur für einen heftigen Anfall von Influenza erklärte. Bei alten Leuten, meinte er, sei damit oftmals eine leichte Abnahme der Herzthätigkeit verbunden; er hoffe jedoch zuversichtlich, den Herrn Regierungsrath in einigen Tagen wieder herzustellen.

Sichtlich abgespannt und mit bleichen Gesichtern erschienen die jungen Damen beim Frühstück. In warmen Worten dankte Tino der Amerikanerin dafür, daß sie seinen Schwestern so tröstend beigestanden hatte, wogegen Gisela sich von Warter eine ganz genaue Beschreibung des nächtlichen Rittes geben ließ. Da erschien im Gigerlanzuge, eine erdbeerfarbige Cravatte lose um den Hals geschlungen, ein crême und moosgrün punktirtes Taschentuch im Seitentäschchen, Baron Bortenrode, völlig ahnungslos, daß die vergangene Nacht mit Angst und Unruhe für seine Gastfreunde verknüpft gewesen war. Graziös verneigte er sich nach allen Seiten.

Er allein hatte fest geschlafen, er allein hatte nichts von den Aufregungen der Nacht gehört! Das machte ihn doch etwas verdutzt. Doch mit endlosem Redeschwall drückte er sein tiefgefühltes Bedauern aus.

Hatte das Wort „Influenza" vielleicht unbehagliche Regungen in ihm erweckt oder war er von seinem Besuche in Weißenberg schon befriedigt?

Kurz und gut, bald nach dem Frühstück empfahl er sich mit der artigen Bemerkung, unter so schmerzlichen Umständen nicht länger stören zu wollen.

Wiederholt sprach er indeß dem Hausherrn seinen Dank aus, grade ihm gestattet zu haben, einen so unvergeßlich schönen Tag in Weißenberg verleben zu dürfen. So viel Frauenschönheit und vornehme Grazie, wie er sie hier erschaut habe, seien ihm auf einem Fleck vereint noch nie vorher begegnet.

„Beneidenswerther Vetter Tino", fügte er beim Abschiede, als dieser ihn zum Wagen geleitete, mit dem charakteristischen Zukneifen des linken Auges hinzu, „solch einem Madonnengesicht wie das von Miß May täglich, stündlich gegenüber sitzen zu dürfen, ist millionenmal mehr werth als jeder irdische Besitz."

„Der Thor — der eitle Narr!" dachte Tino verächtlich bei sich und ließ die Blicke über die noch im frischen Morgenthau schimmernden grünen Rasenflächen, über die herrlichen, im Herbstschmucke prangenden Baumkronen seines Parkes hingleiten. So weit das Auge reichte, alles sein!

Halb ärgerlich wandte er sich ab und trat ins Schloß zurück.

Wie seltsam! Dicht vor ihm stand plötzlich May, und Beider Augen begegneten sich.

Die ihrigen ruhten erschreckt und fragend auf seinen düsteren Zügen, während seine Blicke leidenschaftlich verzehrend an dem „Madonnengesicht" haften blieben.

War Bortenrode wirklich ein Thor, ein — oder war er es?

Fünfzehntes Kapitel.

Sannah, frisch und sauber gekleidet wie immer, lehnte an der niedrigen Thür, welche nach den Gewächshäusern führte, einen Tuberosenzweig lässig hin und her schwenkend.

Miß May hatte ihr befohlen, diese weißen Blüthen, welche sie sehr liebte, für sie herbeizuholen, und Sannah, stets beglückt, ihrer geliebten Herrin einen Dienst erweisen zu können, war wie der Wind die Treppe hinab und in den Garten gesprungen.

Vor der Negerin stand Josef in seiner schmucken Leibjäger-Livre, ein siegesgewisses, übermüthiges Lächeln um die Lippen, die Augen in flammender Zärtlichkeit auf das braune Gesichtchen gerichtet.

„Oh, Sie wollen nur Humbug mit mir treiben, wenn Sie behaupten, daß ich schön und anziehend sei und mit meiner dunklen Haut alle deutschen Mädchen Ihrer Bekanntschaft ausstteche. Das zu glauben, wäre wohl sehr dumm!" stotterte die Kleine in ihrem kauderwelschen Deutsch, wobei ihre Blicke fragend auf dem hübschen Männergesichte hafteten.

„Unsinn, Sannahchen! Ich belüge Sie nicht; im Gegentheil, ich habe Sie so lieb, daß ich schon von Ihnen träume. Glauben Sie es mir nur, mein Herzchen!"

Sie schüttelte den wolligen Kopf. Aber im Innern wußte sie, daß noch nie ein Mann, wenigstens keiner wie der Josef, so zu ihr gesprochen hatte. Ein eigenthümliches Zittern befiel die zierliche Gestalt.

„Sie werden mich doch nie — nie heirathen, das weiß ich wohl, und zum Scherzen bin ich mir zu gut!" erwiderte sie gepreßt.

„So, meinen Sie, daß der Herr Graf mir nicht erlaubte, eine schwarze Frau zu nehmen?" Sannah bemerkte nicht, wie ein verrätherisches Lachen um seine Mundwinkel zuckte. „Nah — oder meinen Sie, daß ich mich Ihrer braunen Farbe wegen schämte? Bei Leibe nicht. Sie kleines schmuckes Reh! Vom ersten Moment an haben Sie mir gefallen und dabei bleibt's!"

Nach diesen mit Ueberzeugung gesprochenen Worten schlang der junge Diener seinen Arm vertraulich um des Mädchens Taille. Regungslos, wie gebannt ließ es sich seine Zärtlichkeit gefallen.

„Trauen Sie mir noch immer nicht, Sannahchen?"

Sie schwieg beharrlich.

„Nun, so geben Sie mir doch wenigstens einmal einen Kuß als Beweis, daß Sie mich ein bissel gern mögen! Sie sind wie ein Wiesel — husch, husch, immer gleich fort!"

„Ach, es giebt so wenig Menschen, denen man trauen darf, die es ehrlich meinen!" flüsterte sie leise.

„Aber Sannah, ich meine es doch ehrlich! Ich habe ja gar keinen anderen Gedanken mehr als an Sie, mein braunes Täubchen, und daher ist mein einzigster Wunsch ein Kuß! Seien Sie barmherzig!"

Als ob ein wilder Rausch sie erfaßte, hob Sannah jetzt das Köpfchen in die Höhe und reichte ihm die so oft bespöttelten dicken Lippen hin.

Er küßte sie ein-, zweimal; dann riß er sich, als ob er überrascht zu werden fürchtete, von ihr los und rannte eilig von dannen.

Wie betäubt, die kleinen braunen Hände vor die Augen gedrückt, blieb Sannah zurück. Der Tuberosenzweig war zur Erde gefallen. Halb im Traume bückte sie sich danach und schritt langsam, als ob Blei an ihren Sohlen hinge, einen anderen Weg nach dem Schlosse zurück. — — —

Es war der letzte Tag für May und Nora in Weißenberg. Erstere hatte die Freundin dringend gebeten, mit ihr zurückzukehren, ihr unerklärliche Gefühle trieben sie fort.

Wenn sie neben Tino saß und sie zusammen plauderten, wenn er vor ihr am Flügel stand und ihrem Spiele lauschte, wenn er sie zuweilen ansah mit Blicken, die ihr Herz mit jeder Fiber erschauern ließen, dann war ihr es immer, als müsse sie ihm zurufen: „Gehe, fliehe — es ist ja alles nur falscher Schein!"

In H., in ihrem eigenen Heim, welches May demnächst beziehen wollte, wähnte sie sich gegen diesen Zauber gefeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ein geheimnißvoller Kassendiebstahl.

Kriminal-Roman
von Emile Gaboriau.

(Fortsetzung.)

Diese Erklärung schien den Bankier zu ergreifen. „Der Unglückliche!" seufzte er; „bis heute glaubte ich unerschütterlich an seine Treue; ohne mich zu bedenken, hätte ich ihm mein ganzes Vermögen anvertraut! Wie ein Vater habe ich mit ihm gesprochen, um von ihm ein Geständniß zu erlangen, ich stellte ihm ein gänzliches Vergessen seiner Verirrung in Aussicht; nichts rührte ihn. Und dennoch kann ich ihn selbst in diesem Augenblicke noch nicht hassen."

„Wozu so viel Rücksicht?" fragte der Kommissär verwundert; „die Sache ist jetzt zu weit gediehen, um sie ignoriren zu können, ich muß meine Pflicht thun, und diese befiehlt mir, den jungen Mann zu verhaften! Rufen Sie ihn gefälligst herein."

Der Bankier that es, Prosper kehrte mit Fernot zurück und vernahm mit voller Ruhe, daß er verhaftet sei. Er antwortete auf diese Erklärung nur mit den einfachen Worten: „Ich schwöre, daß ich unschuldig bin!" — Alsdann zog er einen kleinen Schlüssel aus seiner Tasche und legte ihn auf den Kamin. „Hier," sagte er, „hier ist Ihr Kassenschlüssel; ich hege die Zuversicht, Sie werden eines Tages noch die Ueberzeugung gewinnen, daß ich Ihnen nichts entwendet habe, und hoffe um Ihretwillen, daß Sie diese Ueberzeugung nicht zu spät erlangen!" —

Da eine tiefe Pause des Schweigens folgte, fuhr Prosper fort: „Ich übergebe Ihnen hiermit sämmtliche Bücher, sowie sämmtliche Rechnungen und Belege, deren mein Nachfolger bedarf, aber ich muß noch die Meldung beifügen, daß ich, abgesehen von den 350,000 Franks, noch ein anderes Defizit zurücklasse."

„Noch ein Defizit?" — sprach Herr Fauvel erstaunt. Dieses in dem Munde eines Kassierers verhängnißvolle Wort traf wie ein Donnerstreich.

„Es fehlen in meiner Kasse," sagte Prosper, „dreitausend fünfhundert Francs, von denen ich zweitausend auf mein Gehalt entnommen, und fünfzehnhundert, die ich mehreren meiner Kollegen als Vorschuß gegeben; es ist heute der Letzte des Monats, die Bons werden also morgen berichtigt."

Der Polizeikommissär fiel ihm ins Wort. „Hatten Sie Vollmacht," fragte er, „Geld auf eigene Rechnung aus der Kasse zu entnehmen, oder Anderen Beträge vorzustrecken?"

„Nein, aber gewiß hätte Herr Fauvel mir die Erlaubniß nicht verweigert, meinen Kollegen gefällig zu sein."

Eine Gebärde des Bankiers drückte sein volles Einverständniß hiermit aus.

„Was den Vorschuß an mich selber betrifft," fuhr Prosper fort, „so wäre ich in gewissem Sinn dazu berechtigt, da in dem Handelshause, dem ich diente, mein ganzes Ersparniß, etwa fünfzehntausend Francs, deponirt sind."

„Das ist vollkommen richtig," erklärte Herr Fauvel, „Herr Berthomy hat bei mir die genannte Summe gut!"

Nach dieser Auseinandersetzung war die Mission des Polizeikommissärs beschlossen; er kündigte an, daß er sich nunmehr zurückziehe, und daß sich der Kassierer darauf vorzubereiten habe, ihm zu folgen.

Gewöhnlich übt der Augenblick, in welchem die rauhe Nothwendigkeit an den Angeklagten herantritt, und dieser die Gewißheit erlangt, daß es um seine persönliche Freiheit geschehen ist, einen vernichtenden Druck. Die Mahnung: „Folgen Sie mir!" schließt für den Angeklagten gleichsam die Pforten seines Kerkers auf, und pflegt selbst verhärterte Verbrecher zu überwältigen. Viele, die bis dahin scheinbar ihre Ruhe behauptet, brechen in Thränen aus. Prosper aber verlor auch jetzt nicht seine Fassung, so daß der Polizeikommissär in seinem Benehmen eine Art Hartnäckigkeit und Unverschämtheit erblickte.

Langsam griff der Verhaftete nach seinem Ueberrocke, ordnete sein Haar, zog seine Handschuhe an und sagte: „Ich bin bereit, mein Herr!"

Der Polizeikommissär schloß jetzt sein Portefeuille, in welchem er einige Notizen gemacht, und verneigte sich mit den Worten: „Wir gehen!" vor Herrn Fauvel.

Eine unaussprechliche Traurigkeit bemeisterte sich des Bankiers; seine Augen waren feucht und nur mit Mühe hielt er die Thränen zurück, als er seufzend in die Worte ausbrach: „O, daß dies passiren mußte! daß man mir doch lieber die doppelte Summe entwendet hätte, wenn ich nur Prosper noch achten könnte!"

Fernot, dem Mann mit dem immer wachen Ohr, waren diese Worte nicht entgangen und immer bereit, das Schlimmste vorauszusetzen, glaubte er, sie seien in der Absicht, ihn zu täuschen, gesprochen worden. Er war unter dem Vorwande, einen Regenschirm zu suchen, den er gar nicht mitgebracht hatte, zurückgeblieben und entfernte sich mit berechnetem Zögern.

Ihm lag eigentlich die Pflicht ob, Prosper zu überwachen und in's Gefängniß zu führen, aber im Augenblicke des Scheidens hatte er sich dem Polizeikommissär genähert und von ihm die Erlaubniß erwirkt, nach eigenem Ermessen zu handeln. Fernot lag das Billet im Sinne, welches Prosper geschrieben, und das sich, wie er wußte, in Cavaillon's Tasche befand. Er war überzeugt, der Brief sei nicht an den jungen Kommis, sondern an eine dritte Person gerichtet.

Kannte Cavillon diese Person? — War es wahrscheinlich, daß er, wenn verhaftet, dieselbe verrathen werde? — War es nicht leichter, ihm insgeheim zu folgen, ihn auf der That ertappen und dann zum Geständnisse zu zwingen? —

In Folge dieser Ueberzeugung stellte er sich in der Straße Provence unter einem Thore auf. Sein Posten war trefflich gewählt; von hier aus sah er Jeden, der in dem Hause des Bankiers ein- und ausging; ja, er konnte sämmtliche Fenster beobachten. Sich auf den Zehen stellend, unterschied er sogar Cavaillon an seinem Pulte. Freilich, er mußte Geduld haben, aber er hatte sich in dieser Tugend längst geübt.

Drittes Kapitel.

Gegen ein Uhr sah der geheime Polizist den Kommis sich von seinem Sitze erheben, seinen Kanzleirock ausziehen, sich in den Gesellschaftsrock stecken und nach Hut und Stock greifen. Wenige Minuten später erschien er unter der Einfahrt des Hotels, aber bevor er seinen Fuß vor das Thor setzte, blieb er zögernd stehen und spähte nach rechts und links.

„Sollte er etwas merken?" dachte Fernot bei sich. Doch nein! Der junge Kommis ahnte nichts Arges; nur hatte er einen Auftrag übernommen, der ihn nöthigte, das Bureau zu einer ungewöhnlichen Stunde zu verlassen, und überlegte, welcher Weg der kürzeste wäre.

Endlich war er entschlossen; er eilte nach Montmartre und schlug dann die Straße „Notre Dame de Lorette" ein; er ging sehr hastig und schien sich wenig daran zu kehren, wenn die Vorübekommenden, die er mit seinen Ellbogen berührte, ihren Unwillen äußerten. Nicht ohne Mühe hielt sich der Polizei-Agent in angemessener Distanz hinter ihm; in der Rue Chaptal hielt Cavaillon plötzlich an und trat in das Haus Nr. 39.

Er hatte kaum einige Schritte in den schmalen Korridor gemacht, als ihn Jemand auf die Schulter klopfte; rasch wendete er sich um und er stand Fernot von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Er erkannte ihn sogleich, er erblaßte, sein Blick suchte einen Ausweg, auf dem er entfliehen könnte. Doch darauf war der Sicherheitsagent gefaßt; er vertrat dem Kommis den Weg, so daß dieser reglos stehen bleiben mußte.

„Was wollen Sie von mir?" fragte der Kommis mit bebender Stimme.

Fernot unterscheidet sich höchst vortheilhaft von vielen seiner Kollegen im Amte; seine Sprache ist sanft und sein Benehmen ausgezeichnet höflich: mit der größten Unterwürfigkeit, mit einer Hochachtung ohnegleichen arretirt er die Leute. „Erlauben Sie gütigst, geehrtester Herr, und entschuldigen Sie die Freiheit, die ich mir nehme, aber ich habe einige Erkundigungen bei Ihnen einzuziehen."

„Erkundigungen bei mir?"

„Ja, bei Ihnen, verehrtester Herr Cavaillon."

„Aber ich kenne Sie ja gar nicht!"

„Doch, doch! Wir sahen uns ja heute Morgen; auch handelt es sich um eine ganz unbedeutende Kleinigkeit, und wenn Sie mir die Ehre erweisen wollten, meinen Arm anzunehmen und mich zu begleiten, so würden Sie mich unaussprechlich verbinden."

Was konnte Cavaillon thun? — er nahm den Arm des Herrn Fernot an und begleitete ihn. Die Straße Chaptal ist keine der besuchtesten; man plaudert dort ziemlich ungestört.

„Herr Prosper Berthomy," eröffnete der Polizeiagent das Gespräch, „steckte Ihnen heute Morgen in sehr gewandter Weise ein Briefchen zu; um diesen Gegenstand handelt es sich."

(Fortsetzung folgt.)

Grundeigenthumsübertragungen

Cincinnati, 22. Okt.

Joseph J. Kuntzler an Frederick Lang, 25 bei 190 Fuß an der Südseite von Maple Avenue, in Norwood, $1.

James McDermott, u. Ano., an Mary McDermott, 25 Fuß an der Südseite der Pavillon Straße, Mt. Adams, $1.

Louisa Landfried an John Landfried, Lot No. 87 von Lowenberg u. Bruenn's Unterabtheilung von Earndale, $1.

Thomas R. Love an Harvey Ertel, 35 bei 112.50 Fuß an der Westseite von Globe Avenue, in Norwood, $1.

Die S. K. G. Building Co. an Louis Schwartz, u. Ano., Theil von Lots 126 und 127 in Acme L. u. B. Assn's. Unterabtheilung von Price Hill, $1.

Clifford Brown, Adm'r. an Harry Shaffer, Lots No. 10 u. 11 in T. J. Orley's Unterabtheilung in Hartwell, $1125.

Benjamin Dickinson an Emily D. Parham, Lots 2 und 4 in Benjamin Dickinson's Unterabtheilung an der North Bend Road, $1.

John Oberhelmann an Henry Bosken, 5 Jahre Pacht vom 7. März, 1914, auf 100 Fuß an der Ostseite von Mansion Avenue, ferner 110 Fuß an der Nordseite von Warsaw Avenue. Jährliche Miethe $500, mit Privilegium zum Ankauf für $5000.

Charles L. Wesben an George Rinkenberger, 15 Jahre Pacht vom 15. Oktober, 1914, auf 25 bei 150 Fuß an der Südseite von Fairfax Avenue, 525 Fuß östlich von Bates Avenue. Monatliche Miethe $28, mit Privilegium zum Ankauf für $3800.

Elsie M. Koch an Jesse J. Coot, 50 bei 100 Fuß an der Westseite von Marshall Avenue, 551 Fuß nördlich von Riddle Road, $1.

Herbert E. Mutter u. Ano., an Magdalena Mutter, 25 bei 91 Fuß an der Ostseite von Eden Avenue, auf Mt. Auburn, $250.

George Hornung, jr., an Clarence Hornung, Lots 2 und 3 in Oliver Gliffon's Unterabtheilung, ferner, Lot 44 und Theil von Lots 30 und 28 in Giles Rickard's Unterabtheilung, ferner, Lot 29 in derselben Unterabtheilung, $1.

Louis Hornung an Albert A. Bernhardt u. Ano., 9 Lots in Giles Richards' Unterabtheilung in Colerain Township, $1.

John Peters an A. J. Hoff, 5 Jahre Pacht vom 1. November, 1914, auf Laden bekannt als 714 Ost McMillan Straße, monatliche Miethe, $20.

Burton Lewellen an Anna Lewellen, Lots 389 und 390 in Norwood View Unterabtheilung, $1.

George Fischer an Catherine Schlesinger, 50 bei 160 Fuß an der Ostseite von Cora Avenue, in Green Township, $1.

Daniel Crusemeyer an Frank Miller, 25 bei 100 Fuß an der Westseite von Rawlston Avenue, 317 Fuß nördlich von Roß Avenue, in Norwood, $1.

Wilber E. Arnold an George Stratemeyer, 2 Jahre Pacht vom 1. November, 1914, auf Eigenthum an der Ecke von Main Avenue und Smith Road, in Norwood, monatliche Miethe, $30.

Harry J. Lehman an Otto G. Sloß, u. Ano., Lot 18 in Mary Davey's Unterabtheilung in Norwood, $1.

Stanley Taylor an Marvin J. Reynolds, Lot 38 in C. A. Heilker's Unterabtheilung in Madisonville, $1.

Harry Dickman an Charles W. Beaman, Eigenthum bekannt als 167 Woolper Avenue, in Clifton, $1.

Milton L. Campbell, u. Ano., an Mary Simonton, 20 Lots in Ellman u. Humbrecht's Unterabtheilung in Terra Alta, $1.

Derselbe an John C. Donovan, jr., 28 Lots in derselben Unterabtheilung, $1.

Derselbe an Benjamin F. Dunham, jr., 8 Lots in derselben Unterabtheilung, $1.

Derselbe an Bernard Mueller, 8 Lots in derselben Unterabtheilung, $1.

Alexander M. Harvuot an Walter K. Noe, 44 Fuß an der Nordseite von Kinsey Avenue, $1.

Chester W. Wiley an Stella W. Wiley, Theil von Lot 3 in der Nash Eigenthum Unterabtheilung, in Section 20, in Columbia Township, $1.

Thomas Fay an Mary McBreen, Lot 42 in Mt. Hope Syndicate Unterabtheilung an Hawthorne Avenue, $1.

Marie Glemser an Thekla Glemser, 25 bei 85 Fuß an der Südseite von Wilstach Straße, $1.

Grundeigenthums-Hypotheken.

Neu eingetragen.

Martin Rettinger an Forward B. u. L. Co., $2000.

Edward J. Hannum an Brighton German Bank, $2900.

Louisa Kuhlmann an M. C. Kuntel, $1500.

Joseph Phillips an Business Men's B. A. u. L. Co., $5250.

Clements H. Schroeder an Fourth Ward B. u. L. Co., $1000.

Harvey Ertel an Southern Ohio L. u. T. Co., $2000.

Louis Schwartz an The S. K. G. Building Co., $607.31.

Arabella Hayes an Otto C. Pope, $1000.

Richard Crane an Liberal L. u. B. Co., $500.

Harry Shaffer an Clifford Brown, Adm'r., $800.

Robert Nellis an Madison Road S. u. L. Co., $1000.

Clarence Hornung an George Hornung, $3500.

Amanda R. Shreve an Fifth-Third National Bank, $1350.

Henry C. Shreve an Sanford Brown, Trustee, $5886.77.

Kate Slattery an Finance L. u. S. Co., $700.

William H. Grossius an Frank B. Benton, $500.

James C. Iliff an 4. Ward B. u. L. Co., $1000.

John Kirstein an Commercial Savings Bank, $1000.

Ella M. Sanders an Southern Ohio L. u. T. Co., $500.

Otto G. Schloß an Harry J. Lehman, $1233.10.

Walter K. Noe an Kongreß B. A. Co., $4000.

Getilgte Hypotheken.

Edw. J. Hannum an Brighton German Bank Co., $2900.

George A. Rhein an James Clark, $640.

Jacob Boettcher an Theo. Dietrich, $1200.

Rosa Buhr an Hunt Straße L. u. B. Co., $1500.

Amadens A. Delmer an James Walsh, $5000.

Alexander M. Harvuot an Kongreß B. A. Co., $3750.

Radikalheilung der Nervenschwäche.

Schwache, nervöse Personen, geplagt von Hoffnungslosigkeit und schlechten Träumen, erschöpfenden Ausflüssen, Brust-, Rücken- und Kopfschmerzen, Haarausfall, Abnahme des Gehörs und der Sehkraft, Katarrh, Magendrücken, Stuhlverstopfung, Müdigkeit, Erröthen, Zittern, Herzklopfen, Brustbeklemmung, Aengstlichkeit und Trübsinn — erfahren aus dem „Jugendfreund", wie alle Folgen jugendlicher Verirrungen gründlich in kürzester Zeit u. Strikturen, Samenfluß, Phimosis, Krampfader- und Wasserbruch nach einer völlig neuen Methode auf einen Schlag geheilt werden.

Dieses interessante und lehrreiche Buch (neueste Auflage), welches von Jung und Alt, Mann und Frau gelesen werden sollte, wird gegen Einsendung von 25 Cents in Briefmarken versandt von der

Deutschen Privat-Klinik, 137 East 27. Str., New York, N.Y.

Man erwähne in Briefen das „Cincinnatier Volksblatt".

Eine britische Flotte

Bombardirt seit Montag Morgen den rechten Flügel der Deutschen in Belgien.

London, 23. Oktober. Das Marine-Ministerium gab am Abend die folgende Erklärung über die Operationen der britischen Kriegsschiffe in Verbindung mit der Armee der Verbündeten an der belgischen Küste ab:

„Am 18. Oktober ersuchten die Kommandeure der verbündeten Armeen darum nach, daß ihnen Kriegsschiffe zu Hilfe geschickt werden sollten. Die Folge war, daß am 19. Oktober von Tagesanbruch an eine große Anzahl weittragender Geschütze an der Küste von Belgien in Aktion kamen und den linken Flügel der belgischen Armee unterstützten. Die Schiffe beschossen den rechten Flügel der Deutschen.

„Die Deutschen antworteten mit schwerem Geschütz, richteten aber wenig Schaden an, da die britische Marine-Artillerie eine größere Tragweite hat.

„Drei Monitors, die auf britischen Werften für Brasilien gebaut, beim Ausbruch des Krieges aber käuflich übernommen wurden, erwiesen sich für diese Operationen als ganz besonders gut geeignet. Seit dem Morgen des 19. Oktober ist der rechte Flügel der Deutschen ohne Unterlaß in heftiger Weise beschossen worden und das Bombardement wurde auch heute fortgesetzt.

Verrückt

Scheint ein belgischer Bürgermeister in Folge des Krieges geworden zu sein.

London, 23. Okt. Eine Depesche der Coeul News aus Amsterdam übermittelt das folgende vom Bürgermeister von Wendicyne, Belgien, geschickte Telegramm:

„Die Verbündeten haben gesiegt. Zwischen Chalons und Longwy haben sie 70,000 Gefangene gemacht, drei Kanonen und 31 Fahnen sind erobert worden."

Wendbyne liegt in West Flandern, an der belgischen Küste. Chalons und Longwy liegen in den französischen Departements Marne und Meurthe-et-Moselle, beinahe 200 Meilen südlich von der belgischen Provinz in der Wendbyne liegt.

Ex-Präsident Diaz von Mexiko

Soll in Madrid gestorben sein.

Stadt Mexiko, 23. Okt. Eine am Abend hier eingetroffene unbestätigte Nachricht sagt, daß der frühere Präsident Diaz von Mexiko am Donnerstag in Madrid gestorben sei.

Der Verlust des Unterseeboots „E 3" in London zugegeben.

London, 23. Okt. Das Marineministerium kündigte am Abend an, daß das Unterseeboot „E 3", unter dem Befehl des Lieut. Commandeurs Cholmley stehend, schon längere Zeit überfällig ist, und man befürchte, daß es in der Nordsee in den Grund gebohrt worden sei.

Eine am Dienstag von Berlin eingetroffene Funkendepesche enthielt die Nachricht, daß das Unterseeboot „E 3" am 18. Oktober von einem deutschen Kriegsschiff in der Nordsee in den Grund gebohrt worden sei.

Schiffsnachrichten.

New York, 22. Oktober. Angek.: „Adriatic" von Liverpool; „Europa" von Neapel.

Rotterdam. Abgeg.: „Nieuw Amsterdam" nach New York.

Neapel. Abgeg.: „Canopic" nach Boston.

Boston. Angek.: „Pomeranian" von Glasgow.

Unruhen im Norden Afrikas.

Es war vorauszusehen, daß die von Frankreich noch nicht völlig niedergeworfenen Stämme in den nordafrikanischen Kolonien den jetzt anderwärts beschäftigten Franzosen keine Waffenruhe gönnten. Von hohem Interesse sind die Mittheilungen darüber, die dem „Pester Lloyd" von seinem Korrespondenten zugehen:

„In den nordafrikanischen Besitzungen und Protektoraten Frankreichs ist die Lage seit der Kriegserklärung eine äußerst gefährliche und heikle geworden.

In Marokko war man bereits anfangs Juli sehr besorgt. Der dortige französische Generalresident und Oberkommandierende, General Lyautey, hatte noch am 11. Juli in einem Interview der „Lectures pour tous" erklärt: „Die Aufstände von Fez, wo wir nur mit Mühe einem „véritable désastre" entgangen sind, haben ganz Marokko bis in die entlegensten Thäler des Atlas in Feuer und Flammen versetzt und den Fremdenhaß der Berberstämme angefacht. Um unsere Unternehmung fortzuführen, darf keine Verminderung des Effectivstandes der Truppen eintreten. Die Anwesenheit unserer 81,500 Soldaten ist eine absolute Nothwendigkeit."

Fast am gleichen Tage erschien das Dekret, durch welches neue Tirailleur-Bataillone bei den in Algerien stehenden Regimentern gebildet wurden mit der Begründung: „Die fortwährende Ausbreitung unseres Arbeitsfeldes in Marokko vernothwendigt eine immer größer werdende Verwendung nordafrikanischer eingeborener Streitkräfte und daher die Schwächung der algerischen. Die Sicherheit Algeriens erfordert die sofortige Ersetzung derselben."

In den Tagen vom 18. bis 25. Juli gingen aus Marseille und Bordeaux über tausend Mann französischer Genietruppen nach Marokko ab. Am 27. Mai, also nur wenige Tage vor der Kriegserklärung, veröffentlichte der Deputirte von Nancy, Ferri de Ludre, im „Echo de Paris" den Brief eines Generalstabsoffiziers aus Marrakesch, in dem es hieß: „Sollte man den General Lyautey abberufen, so würde in kurzer Zeit der allgemeine Aufstand ausbrechen. Um ihn zu unterdrücken, hätten wir 100,000 Mann mehr nöthig. Unsere ganze Okkupation ist zerbrechlich und unsicher. Alles basiert auf der Autorität des Generals Lyautey. Geht er fort, so zerfällt alles!

Und nun ist wenige Tage später nicht nur der General Lyautey nach Europa abberufen worden, sondern er hat auch den allergrößten Theil seiner Soldaten (37,397) Europäer einschließlich der Fremdenlegion, 22,338 eingeborene Algerier, 10,334 Senegalesen und 10,439 Marokkaner) mitgenommen. (Diese Ziffern sind den Angaben Lyauteys selbst in der offiziellen „Depesche Tunisienne" vom 12. Juni 1914 entnommen.)

Nicht besser liegen die Dinge im französischen Protektorat Tunis. Schon einen Monat vor Ausbruch des Krieges klagte mir der französische Gouverneur M. Lauret der südtunesischen Insel Djerba: „Den 40,000 Arabern unserer Insel stehen nur 40 Franzosen gegenüber. Für die Aufrechterhaltung der Ordnung verfüge ich nur über vier Gendarmen."

Der Kampf um den Konjunktiv. Ein hübscher Scherz wird den „Leipziger Neuesten Nachrichten" aus Göttingen mitgetheilt: Ein Vizefeldwebel der Reserve, im Zivilverhältniß außerordentlicher Professor der romanischen Philologie in Göttingen, muß einen Trupp gefangener Franzosen von Maubeuge nach Deutschland begleiten. Von fernher donnern die Kanonen. Mit einem Male sieht der begleitende Leutnant, wie der Vizefeldwebel S. mit einem Gefangenen in Streit geräth. Der Franzose fuchtelt aufgeregt mit den Händen, und hinter der Stahlbrille des Vizefeldwebels funkeln zornig die blauen Augen. Der Leutnant eilt herbei, da er Thätlichkeiten befürchtet. Mit einem Donnerwetter fährt er dazwischen; der Vizefeldwebel klärt ihn, noch voller Erregung, auf, und der Leutnant kehrt lachend um. Der gefangene Franzose, der sich seine zerrissenen Stiefel mit Bindfaden zusammengebunden hatte, war ein Professor der Sorbonne und die beiden Herren waren in Streit mit einander gerathen, weil sie über die Häufigkeit der Verwendung des Konjunktivs in altprovenzalischen Minneliedern verschiedener Meinung waren.

Rein, wie die Natur,

rein, wie die blaue Luft der Berge, wahr und treu, wie das Wort eines Ehrenmannes ist die St. Bernard Kräuter-Pille. Als reine Kräuterpille hat sie sich eingeführt und als das zuverlässigste Heilmittel bei allen Störungen der Verdauung, Magen-, Leber- und Nierenleiden erwiesen. Heil und Segen der St. Bernard-Heilkraft ihre herrliche Erfindung! Die St. Bernard-Kräuter-Kräuter-Pillen sind in allen Apotheken zu haben.